



**Fritz
Stiegler**

volk

Ver- dammt harte Nüsse

**Ein
Bauer
sucht
seinen
Weg**

Verdammt harte Nüsse 🥜

Fritz Stiegler

Ver- dammt harte Nüsse

**Ein Bauer sucht
seinen Weg**

Volk Verlag München

Umschlagmotiv: iStock/Tetiana Rostopira

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2026 Volk Verlag München
Neumarkter Straße 23; 81673 München
Tel. 089 / 420 79 69 80; Fax: 089 / 420 79 69 86
info@volkverlag.de

Druck: Pustet, Regensburg

Alle Rechte, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks sowie der photomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

ISBN 978-3-86222-551-4

www.volkverlag.de



Um halb elf mache ich einen letzten Kontrollgang in den Pferdestall. Das Thermometer an der Reithalle ist auf minus drei Grad gesunken. Hinter den kahlen Ästen der alten Eiche neben den Koppeln funkeln vereinzelt Sterne am Himmel. Ab und zu spitzt der aufgehende Mond durch das fleckige Wolkengewand, dann wird es wieder stockfinster.

Leise öffne ich die Schlafzimmertür. Der Atem meiner Frau geht regelmäßig wie das Ticken des Weckers. Ich schüttele das Kopfkissen auf, ziehe den Schlafpullover an, wage einen Blick aus dem Fenster. Die Umrisse der Stallgebäude schimmern in einheitlichem Grau, die Obstbäume auf der Koppel stehen wie Wächter in der Landschaft. Ich schnaufe tief durch, ziehe die Bettdecke über meinen Körper, lege mich auf die dem Fenster zugewandte Seite, versuche, einzuschlafen. Unwillkürlich wandert der Blick ein ums andere Mal zur Scheibe, stündlich werden die Wolken weniger und die Sterne zahlreicher. Je näher der Morgen kommt, desto intensiver leuchten die Gestirne. Längst sind die Gebäude, Bäume und Wiesen, der nahe Wald in fahles Mondlicht getaucht. Ich drehe mich weg vom Fenster. Der Druck in der Magengrube lässt nicht nach. Werden sie wieder erfrieren, die verdammten Nüsse?



Wachsen oder Weichen

An einem sonnigen Nachmittag im Juli 1987 saßen mein Vater Martin, meine Mutter Liesl, meine Frau Sieglinde und ich beim Notar in Cadolzburg. Im Amtszimmer stritten wir uns mit meinen Eltern so heftig, dass der Notar die beiden Parteien zweimal vor die Tür setzte. Erst die Drohung, den Hof nicht zu übernehmen, brachte Bewegung in die Verhandlungen. Mit ein paar Unterschriften bekamen wir Jungen schließlich sechsundzwanzig Hektar Ackerland überschrieben, drei Hektar Wiesen, dreizehn Hektar Wald, einen kleinen Karpfenweiher, einen Kuhstall, eine große und eine kleine Scheune, eine Werkstatt, eine alte Schmiede, zwei Autogaragen, einen Hühnerstall, ein Kunstdüngerlager und

ein großes, in die Jahre gekommenes Bauernhaus mit Zentralheizung sowie einen Saustall.

Wir besaßen jetzt achtzehn Kühe, fünf trächtige Kalbinnen, sieben Kälber, vier Mastbullen, neun Stück Jungvieh, drei Schweine und fünfundzwanzig Hühner. Dazu kamen ein Fendt-Geräteträger, ein Deutz-Allradschlepper mit neunzig PS, zwei alte Anhänger, ein Odelfass, ein Zuckerrübensvollernter, Pflug und Kreiselegge, ein John-Deere-Mähdrescher mit zweieinhalb Meter Schnittbreite ohne Dach, ein Schweißapparat, ein Sortiment Gabelschlüssel, eine Getreidereinigungsanlage, eine Melkmaschine, eine Milchkühlung und allerhand Kleingeräte.

An jenem Tag übernahmen meine Frau und ich einen schuldenfreien Hof. Der sei jetzt modern aufgestellt, meinte Vater, weil der neue Stall nach vielen Jahren Bauzeit endlich bezogen werden konnte und die Seite, wo die Kühe standen, mit Hartschaumplatten isoliert und mit ockergelben Fliesen vertäfelt war. Als die Melkanlage eingerichtet und die neue Güllegrube mitten im Ort, südlich des Balkons, auf dem Mutter im Sommer ihre Betten lüftete, ausgebaggert und betoniert war, zogen unsere Kühe von der einen Seite des Stalls auf die andere um. Die Bänder, an denen sie ihr Leben lang hingen, waren jetzt aus Nylon. Die Ketten hatte der Alteisenhändler mitgenommen. Anstatt mit zwei Melkzeugen durfte Mutter nun mit dreien melken. Der Plastikeimer mit warmem Wasser, mit dem sie die Euter sauber machte, und der Lumpen dazu blieben dieselben. Wir kauften für teures Geld zwanzigtausend Liter Milchkontingent, während stattliche Betriebe mit dem Bau eines neuen Kuhstalls ein Vielfaches davon von der EU geschenkt bekamen.

Kostspielige Anschaffungen konnten wir uns nicht leisten. Als die anderen Bauern das Handtuch geschmissen hatten und in den umliegenden Dörfern große Laufställe entstanden, beschränkte sich der Pachtmarkt nicht mehr auf die Nachbarschaft. Längst ging es zu wie auf einem orientalischen Basar. Die Bauern rafften zusammen, was sie kriegen konnten. Sie fuhren kilometerweit zum Ackern, Säen, Spritzen, Düngen, Ernten, zum Zwischenfruchtsäen, zum Güllefahren. Und weil die Bauern immer weniger wurden, die Äcker immer mehr, die Fahrt immer länger, die Kühe immer hungriger, wurden die Maschinen immer größer und teurer.

Und weil teure Maschinen sich nur rentierten, wenn sie ausgelastet waren, wurden die Bauern noch mal weniger, die Äcker noch mal größer und die Fahrt dorthin noch mal länger. Das Hamsterrad drehte sich immer schneller, die Arbeit wurde zum Feind, aber mein Vater schwamm mit seinen Planungen weiterhin flussaufwärts gegen die Strömung.

Wurde ihm ein Pachtfeld aus der Nachbarschaft angeboten, lehnte er dankend ab, manchmal sogar unverschämt. „Dein nasses Zeug kannst behalten“, sagte er zu einem Nachbarn.

Bei einem guten Feldstück machte er eine Ausnahme. Dadurch wurde unser verwinkelter großer Acker zu einem geraden großen Acker, der sich nun viel besser bearbeiten ließ. Vater beherzigte dafür alle goldenen Regeln der Pachtdiplomatie.

Zuerst musste man hellwach sein, wenn die Vögel von den Dächern zwitscherten, dass ein „Mondscheinbauer“ aus der Nachbarschaft oder im nächsten Dorf die Nase voll hatte von der vielen Arbeit nach Feierabend und am Sonntag. Wenn er mit dem Geld, das er mühsam in der Firma verdiente, den neuen Bulldog und den Pflug finanzieren musste und die Ziegel auf der baufälligen Scheune. Wenn seine Kinder nicht weitermachen wollten oder keine Kinder da waren. Dann folgte ein kurzes Gespräch am Abend nach dem Abliefern der Milch oder ein Plausch am Sonntagmorgen nach der Feuerwehrrübung oder am Acker, wo man sich zufällig begegnete, denn Pachtgesuche durften nicht auf die lange Bank geschoben werden. Vorsichtig ging man zu Werke, redete eine Weile um den heißen Brei herum, tastete sich heran, aber man fiel nicht mit der Tür ins Haus, sondern kam mit leisen Schritten durch den Hintereingang. „Es wird geplaudert, dass du ...“ oder „Man hat gehört ...“ oder „Ich will nicht drängen, aber ...“ oder „Wenn’s irgendwann so weit ist, denkst halt an mich.“

„Schaun wir mal“, hieß die unverbindliche Antwort und dann hieß es warten. Bekam man den Zuschlag, schloss ein weiteres Hoftor seine Pforten. Der Viehhändler trieb die Kühe in den Lkw, der Bulldog blieb da wegen der Waldarbeit. Dann wurde die Arbeit bei dem einen weniger, beim anderen mehr, und das Dorf blutete aus wie die Sau nach dem Schlachten, wenn sie kopfüber am Vierbock baumelte.

Das einzige Feld, das Vater unbedingt haben wollte, bekamen wir schließlich zur Pacht, zwei Tagwerk groß, so viel wie ein Fußballplatz.

Mehr brauchte es nicht. Vater bekam fünfundsechzig Mark für einen Doppelzentner Qualitätsweizen und achtundachtzig Pfennig für einen Liter Milch. Später stürzten die Preise ab wie Kartoffelkäfer, die eine Ladung E605 abbekommen hatten. Die deutsche Industrie verkaufte Autos und Maschinen nach Übersee, die Bauern aus Übersee lieferten Sojaschrot und Fleisch zu uns und holzten dafür in ihren Regenwäldern einen Baum nach dem anderen ab. Wir Deutsche liebten teuren Urlaub und starke Autos. Unsere Nahrungsmittel kauften wir bei Lidl und Aldi.

Als die Milch- und Weizenpreise absackten, führte die EU Zahlungen ein, die Verwaltungsbeamten auf den Ämtern nannten sie Ausgleichsprämien. Sie ließen Satelliten in den Weltraum schießen, womit sie jeden Winkel auf den Feldern kontrollierten, den die Bauern mit ihren Maßbändern vielleicht übersehen hatten. Und dann kamen sie zu unangemeldeten Kontrollen und verhängten saftige Bußgelder.

Einmal war so einer auf unserem Haselnussfeld. Er kam fast hundert Kilometer von Gunzenhausen mit seinem Dienstwagen heraufgefahren. Auf dem Satellitenbild versperrte eine Beschattung die Sicht auf drei von fünftausend Bäumen. Der Kontrolleur war ein freundlicher Mensch, der nichts beanstandete, aber er hätte seine Zeit sinnvoller nutzen können. Er hätte mir beim Holzmachen oder beim Pflastern unserer Hofeinfahrt helfen können. Er hätte die verschmutzten Scheiben am Traktor putzen oder den Mist aus dem Hühnermobil rausschaffen können. Alles wäre sinnvoller gewesen, als die Existenz von drei Schattenbäumen von fünftausend nachzuprüfen.

Im Winter 1980, dreiundvierzig Jahre vor diesem Besuch, hatte ich in der Landwirtschaftsschule unser Einkommen mit fünfzehn Kühen durchgerechnet. Mitleidsvoll gab mir der Lehrer das Blatt zurück. Er schüttelte den Kopf. „Stiegler“, sagte er mit einem geduldigen Lächeln, legte die Hand auf meine Schulter und fragte, ob ich wirklich glaube, damit über die Runden zu kommen. Die Milchkontingentierung stehe vor der Tür. Kräftig

aufzustocken, sei unsere einzige Chance. Heutzutage denke man über moderne Laufställe für vierzig Kühe nach. Der Lehrer hatte recht.

Unser Stall war vom Haus durch zwei Türen getrennt. Auf dem Butterbrot in der Küche saßen genauso viele fette Mücken wie über den Köpfen der Kühe auf den Stalltafeln, die mit ihren Namen beschriftet waren. Unsere Kühe hießen Alma, Beatrice, Bärbl und Blume. Der Stall war so niedrig und so eng, dass wir beim Hineinfahren mit dem Ladewagen den Sicherheitsbügel am Schlepper einklappen mussten. Die Kühe bekamen frischen Klee, frisches Gras, frischen Raps. Was sie verschmähten, gabelte Vater auf die andere Seite über den Futtertisch zu den Kalbinnen. Er gabelte früh, zum Vespere, vor dem Mittagessen, am Abend, und bevor er um halb zehn ins Bett ging, gabelte er noch einmal.

Oft kalbten unsere Kühe in der Nacht. Schleimspuren am Hintern oder unruhiges Verhalten alarmierten Vater, jetzt besonders auf der Hut zu sein.

Wenn er leise an meine Zimmertür klopfte und „Etz is so weit“ sagte, dann war die ganze Familie auf den Beinen und Haus und Hof hell beleuchtet. Bis ich mit verschlafenen Augen die knarrende Treppenstiege hinuntergestolpert und in die Gummistiefel geschlüpft war, steckte Vater bereits mit dem Arm bis zur Schulter in der Scheide der Kuh und versuchte, das Kalb zu drehen, wenn es verkehrt lag. Er war ein Meister bei schwierigen Geburten und im ganzen Dorf als Hebamme unterwegs. Er stülpte die Kälberstricke um die Beine des Kalbs, und wenn der Kopf nicht gleich nach den Füßen kommen wollte, hatte er spezielle Haken an ein Stricklein geknotet und in die Augenhöhlen eingehakt. Ging es noch immer nicht, kam der Geburtshelfer zum Einsatz. Eine lange Spindel mit einem Plastikbügel, der unter den Scheidenansatz angelegt wurde. Zwei Seile, an denen die Füße befestigt waren, wurden mit einer Ratsche aus der Kuh gezogen.

Schwere Geburten gab es oft bei Kalbinnen und fetten Kühen. Die Bewegungslosigkeit forderte ihren Tribut. Zog man zu schnell, verletzte man die Kuh. Zog man zu langsam, erstickte das Kalb. Der Geburtshelfer ersetzte die Nachbarn, aber er ersetzte nicht die Geduld, die nötig war, damit die Kuh mit ihren Wehen mithelfen konnte.

So manches Kalb, das nicht mehr atmete, legten wir auf den Rücken und jeweils einer vorn, einer hinten beugte die Beine abwechselnd zum Bauch, minutenlang. Begann es zu atmen, war die Freude groß. Dann wurde es mit Stroh abgerieben, während Mutter die ersten Strahlen des prall gefüllten Euters in den weißen Emaileimer molk und Großmutter die Milch auf ihrem Schürherd warm machte. Wieder brauchte es Geduld, bis das Kalb die Flasche leer gesoffen hatte. Manchmal überlebte das Kalb die Geburt nicht, dann wurde es auf die Schubkarre gehievt und aus dem Stall geschafft. Am nächsten Morgen holte der Schinder das tote Tier ab. Es war ein trauriger Moment, der schweigend hingenommen wurde. Nicht selten kam nach einer schweren Geburt die Kuh nicht mehr auf die Beine, brach sich das Becken, fing sich eine Euterentzündung ein oder quälte sich mit Kalziummangel herum, der die Knochen mürbe machte. Einige der besten Milchkühe standen nicht mehr auf. Täglich schaute der Tierarzt vorbei, setzte Infusionen. Alle paar Stunden schoben wir Stricke unter den Bauch und drehten das Tier auf die andere Seite, damit die Beine wieder durchblutet wurden. Es war eng im Stall. Die Kühe hingen an Ketten, eine Armlänge voneinander entfernt. Nach fünf Tagen sank die Hoffnung. Dann musste das Tier aus dem Stall gezerzt werden. Diesen Moment fürchtete jeder Bauer. Mitanzusehen, wie sein lieb gewordenes Vieh elendig gehen musste. Mit einem Seil um die Beine geknotet, manchmal mit dem Traktor gezogen, über Ecken und Kanten durch verwinkelte Gänge, über Umlenkrollen irgendwie nach draußen geschafft, zum Lkw.

Längst war es an der Zeit, in einen Laufstall zu investieren.

An einem schulfreien Tag stand Großmutter's Kartoffelsuppe auf dem Mittagstisch. Fettaugen schwammen an der Oberfläche, das eingekochte Stück Fleisch roch ranzig. Widerwillig schob ich den Löffel in den Mund. Ich wollte mit meinen Eltern über den Rat meines Lehrers sprechen und fürchtete, das Gespräch werde sich dem Geschmack der Suppe anpassen.

Man ließ mich sogar ausreden. Mutter meinte, wir könnten ja mal darüber nachdenken. Unser Grundstück hinter der Scheune wäre groß genug für etwas Gescheites. Mein fünfzigjähriger Vater schüttelte den Kopf. Ein gescheiter Stall sei vorn beim Wohnhaus

besser aufgehoben. Es sei bequem, im Winter direkt vom Haus in den Stall zu kommen und das Futter von den Silos mit der Schubkarre nicht die weite Strecke durch den Schnee zerren zu müssen.

Schnee könne man wegräumen, sagte ich. Andere Bauern arbeiten mit Siloblockschnedern.

„Unsere Silos sind zu eng für Blockschneider.“

„Andere Bauern bauen ihre Silos aufs Feld.“

Vater meinte, der Bulldog würde rosten, wenn man im Winter auf der Straße fahre, wegen des Streusalzes.

Großmutters Blick verfinsterte sich. „Wir haben doch einen Stall“, brummte sie mit vollem Mund.

„Einen uralten“, schimpfte ich.

Mutter fasste sich den zweiten Teller voll. Die Jugend solle schon auch mitreden dürfen, mahnte sie.

Ihr Gemüsegarten müsse dann aber weg, meinte Vater.

Mutter sagte, der Stall im Garten sei doch keine gute Idee.

Vater kratzte sich in den dunklen Haaren. Er sehe ein, dass der alte Stall alt sei und man vielleicht etwas machen könnte. Aber ein Laufstall koste viel zu viel Geld und vierzig Kühe seien auch viel zu viel. Da bräuchte er den ganzen Tag keine andere Arbeit mehr, als die Schubkarre hin und her zu fahren und mit der Gabel fünfmal täglich den schweren Klee zu verteilen. Und er sagte in schärferem Ton, dass jetzt genug diskutiert sei. Wenn wir den Stall nicht so bauen würden, wie er sich das vorstelle, müsse ich ihn halt allein machen.

Ich war achtzehn Jahre alt, die Entscheidung war gefallen, Vater hatte seinen Willen durchgesetzt. Wir erweiterten von fünfzehn auf achtzehn Kühe und bauten im Sommer 1983 einen Teil des neuen Stalls an den alten dran. Das war nur möglich, weil unser Nachbar sein Grundstück mitsamt einer alten Scheune an uns verkauft hatte. Mit einem langen Drahtseil, an der mächtigen Firstpfette befestigt, riss ich mit dem Traktor das komplette Gebäude ein. Die Staubwolke verteilte sich über das halbe Dorf und die peniblen Hausfrauen konnten wieder ihre Fenster putzen. Die gut erhaltenen Dachziegel hatten wir vorher mit der Rutsche abgebaut und auf Paletten geschichtet, im folgenden Sommer wollten wir damit die kaputten Dächer der Scheunen ausbessern.

Wochenlang war ich in der Hitze des Extremsommers damit beschäftigt, die roten Backsteinklinker vom Kalkmörtel zu befreien und aufzustapeln. Für den Stallbau wurde jeder Stein wieder vermauert und im Sägewerk das Bauholz vom eigenen Wald geschnitten. Wir machten alles selbst, auch das Elektrische und die Wasserleitung. Nur die Melkeinrichtung installierte eine Spezialfirma. Vor der Haustür wurde die Güllegrube betoniert und neben dem Stall entstand ein zweites Silo, damit Vater mit dem Schubkarren nicht so weit fahren musste. Ein Jahr später wurde eine Maschine angeschafft, die das Futter in Blöcke schnitt, diese wurden mit dem Schlepper im Stallgang abgestellt. Der Schubkarren stand jetzt neben der Stalltüre und rostete vor sich hin.

In meiner Semesterarbeit berechnete ich den künftigen Betriebserfolg und bekam dafür eine Zwei. Der mitleidsvolle Blick meines Lehrers hatte sich nicht verändert.

Im Nachhinein war ich Vater dankbar, dass er sich beim Stallbau durchgesetzt hatte. Vierzig Kühe wären bald wieder zu wenig gewesen, wir hätten auf achtzig aufstocken müssen und dann womöglich auf hundertzwanzig. Das Karussell des steten Wachsens hätte sich mit der Schuldenspirale im Kreis gedreht wie ein Strudel im reißenden Fluss, der ein Stückchen Holz nach unten zieht, nur um es ein paar Meter weiter wieder auszusucken.

Vater mied diese unruhigen Gewässer. Er hatte keine Bauplätze, keine Sandgrube und keine reiche Tante mit einer üppigen Erbschaft. Aber er wusste, dass die kommende Generation auch ohne Bauplätze, Sandgrube und reiche Tante weitermachen musste und sich die Gesellschaft von Grund auf veränderte.

Fußballprofil

Das Leben auf dem Hof war wie eine Zwangsjacke ohne Fesseln. Die Arbeit bildete den Lebensmittelpunkt, und kaum dass ich anständig laufen gelernt hatte, lernte ich, zu arbeiten und mich ans Althergebrachte anzupassen.

Um unsere Erziehung wurde wenig Aufhebens gemacht. Wir liefen mit. Die älteren Geschwister kümmerten sich um die jüngeren, Kleider und Schuhe der Großen passten bald den Kleinen. Am allerwichtigsten war das Wohlbefinden der Tiere. Sie hatten Vorrang.

Ich durchlebte eine aufregende Kindheit, war der Anführer unserer Dorfjugend, weil ich immer ausgefallene Ideen hatte. Wir brauchten einander, die Kleinen mischten bei den Großen mit. Sie holten beim Fußballspielen den Ball aus der Hecke oder fischten ihn aus dem Bach, aber sie waren überall dabei und mit der Zeit gehörten sie zu den Älteren. Dann holten die nächsten Jüngeren den Ball aus der Hecke oder fischten ihn aus dem Bach. Sandhau-fen, Bagger, Puppenküchen, Plastikbulldogs und Legobausteine ließen die Zeit vergehen wie im Flug. Der Besuch des Kinder-gartens in Cadolzburg wurde von uns Dorfkindern als Zeitver-schwendung betrachtet.

Später, während der Grundschulzeit, kamen manchmal Klassen-kameraden auf unseren Hof. Für sie war es hier fast so interessant wie im Nürnberger Tiergarten. Sie radelten während der Sommer-ferien aus den benachbarten Städtchen zu uns, spielten mit den Dorfkindern Fußball und halfen beim Saustallausmisten. Wir rauften im Stroh, schütteten dem Borstenvieh das Futter in den Barren, sahen den Säuen beim Fressen zu und spielten im Heu-boden Räuber und Gendarm. Die Dachlatten und Biberschwänze im Spitzboden unseres Stadels waren überzogen mit Spinnweben, massive Balken hielten den Dachstuhl zusammen. Zwischen ihnen lagerte das Heu, das mit dem Gebläse und dem Greifer nach oben geschafft wurde. Die Hohlräume unter den Trägern waren der perfekte Abenteuerspielplatz. Stundenlang robbten wir durch stockdunkle Gänge, richteten uns kleine Verstecke ein, lauschten den Stimmen von außen, die vergeblich nach uns riefen, und atmeten die mit dem Geruch von Kräutern und Gräsern getränkte Luft.

Die Kinder aus der Schule nahmen neu geborene Kälbchen in den Arm, steckten die Hände in ihre Mäuler und ließen sie daran saugen. Wir fütterten die Hühner, streichelten ihnen über das weiche Federkleid, lockten sie mit Weizenkörnern und kratzten den stinkenden Hühnerdreck von den Kleidern, damit die Mütter in der Stadt nicht schimpften. Am Abend radelte die Meute zurück nach Hause, todmüde, aber glücklich.

Manchmal wurde ich eingeladen in ihre Eigentumswohnun-gen. Ihre Mütter backten Kuchen, der aber nie so gut schmeckte wie Mutters Zwetschkuchen.

Nachdem die Deutschen 1974 den Niederländern den WM-Titel weggeschnappt hatten, wurde es Zeit für meine Laufbahn als Fußballprofi. Heimlich fuhr ich mit ein paar Freunden mit dem Rad nach Cadolzburg zum Probetraining. Der Trainer, ein untersetzter kleiner Mann in einem orangefarbenen Trainingsanzug und mit einem dicken Bauch, war beeindruckt von meiner Schnelligkeit und dem Geschick, wenn ich mit dem Ball um die aufgestellten Hütchen dribbelte, was ich schon deshalb gut konnte, weil wir das täglich in unserem engen Hof übten. Wir dürften gern wiederkommen, meinte er. Er würde uns sogar mit seinem orangen C-Kadett abholen und wieder nach Hause fahren. Er müsse sowieso ins Nachbardorf und ob er statt acht nun zwölf Kinder in seinen Karren schlichte, das mache das Kraut auch nicht fett, meinte er.

Meine Spielkameraden waren begeistert, den Jürgen holte er sogar vom Kartoffelacker ab und brachte ihn dorthin zurück. Die Eltern hatten nichts dagegen, im Verein waren die Lauser gut aufgehoben. Mir wurde es aber verboten. Fußballer seien ständig verletzt und fehlten bei der Arbeit, schimpfte Vater, obwohl er beim Club gern im Stadion saß und immer wieder vom Sieben-zu-drei-Sieg gegen die Bayern schwärmte. Mutter war der gleichen Meinung, Großmutter sowieso und Großvater wurde nicht gefragt. Der Vereinsvorstand kam ein paar Mal auf den Hof und versuchte, Vater umzustimmen. Vaters Nein blieb unverrückbar wie die Steinsäule an unserem Hofeingang. Traurig stand ich vor der Haustür und blickte dem C-Kadett nach, wenn er auf der Straße hupte und einer nach dem anderen aus dem Dorf im Auto verschwand.

Bei meinen Hühnern fand ich Trost. Sie hießen Hanser, Anna, Fendt, Fella, Deutz und Elfriede, der Hahn war der McCormick, weil er mit einem schönen roten Federkleid herumstolztierte. Meine Hühner waren handzahn, sie ließen sich streicheln und hatten Verständnis für meinen Kummer, besonders wenn ich eine Handvoll Weizenkörner am Boden verteilte.

Saustechen

Die Zeit verging auch ohne Fußballtraining. Nach den Sommerferien fing die langweilige Schulzeit wieder an und im November, als die Fröste ins Land zogen, wurde die erste Sau gestochen.

Früh um halb sieben stand der Metzger im Hof, mit seiner weißen Schürze, dem schwarz-weiß-karierten Hemd, den bis zum Ellbogen hochgekrempeelten Hemdsärmeln. Seine schlaksigen Beine steckten in weißen Gummistiefeln. Er packte sein Sortiment Messer aus dem Kofferraum, legte die verschiedenen Glocken zum Abbürsten der Haare, das Beil und den Bolzenschussapparat auf die Bank neben dem Brunnen. Vater hatte schon am Vortag den Vierbock aufgebaut und den Brühtrog hergerichtet.

Das Geschrei der Sau fuhr mir in alle Glieder, als sie aus dem Stall gezerrt wurde. Sie ahnte, was sie erwartete. Nicht immer wirkte der Schussapparat, dann half der Metzger mit dem Beil nach. Aus der durchschnittenen Kehle rann das Blut wie aus einem geöffneten Wasserhahn. Jeder Tropfen wurde mit dem Schöpflöffel aufgefangen, in den bereitstehenden blechernen Eimer geleert und kräftig umgerührt, damit die dickflüssige Brühe nicht verklumpte. War der leblose Körper blutleer, kippte Vater den Brühtrog, die Helfer rollten die Sau in den ausgeblechten Holzbehälter und gossen kochend heißes Wasser über die borstige Haut. Mit den Glocken wurden die Haare abgeschält, ein brennender Strohbuschel versengte die schwer erreichbaren Borsten zwischen den Beinen, am Kopf und am Schwanzansatz. Die schwerste Arbeit war das Aufhängen der Sau an den Hinterbeinen. Mit dem Beil trennte der Metzger das Tier in zwei Hälften, kratzte das Hirn aus dem Schädel und ließ es auf ein großes Vesperbrett platschen, das ich bereithalten musste. In der Schlachtkammer wurde das löchrige Gewebe, das der Unterseite eines wurmigen Pilzes ähnelte, den Leberwürsten beigemischt.

Auf den Schultern trugen Vater und Großvater Schinken, Haxen, Bauch und Rippen in den Schlachtraum und übergaben das Kommando an die Frauen, die die Würste im Holzkessel kochten, Schnitzel herrichteten, Majoran, Salz und Pfeffer verteilten und den ganzen Tag putzten, Fliesen sauber machten und Töpfe und Kannen spülten. Pünktlich zum Vesper verspeisten Vater und Großvater gekochte Nieren, danach schnitten sie die dicke Fettschicht zu Grieben, banden Würste ab, die durch den Cutter gepresst wurden, und machten alles, was Mutter und Großmutter ihnen auftrugen.

Für mich als Kind war das Saustechen die schlimmste Arbeit im Jahr und schon Tage vorher überlegte ich, wie ich mich erfolg-

reich drücken konnte. Ich machte den Kuhstall allein fertig, putzte den Barren besonders sauber, richtete das Futter für den kommenden Abend her, damit sich die erschöpfte Familie nicht mehr plagen musste. Ich brauchte für alle Arbeiten doppelt so lange wie sonst und lauerte stets auf den durchdringenden Schrei meiner Mutter: „Friiidz, wo bist? Der Metzger wartet.“

Unvergessen bleibt der Schabernack, der mit manchen Bauernkindern getrieben wurde. Mit dem Nudelbrett in der Hand schickte mich Großvater zum Metzger, der gerade mit ausgebreiteten Armen die Innereien der Sau herauskramte und in verschieden große Eimer platschen ließ. Lunge und Leber in den einen, Herz und Nieren in den anderen, den endlosen Darm in den nächsten. Das Endstück des Darms, den Äfterling, hielt er zwischen den Händen, presste den restlichen Kot auf das Nudelbrett und meinte grinsend: „So, Bub. Das trägt jetzt rein zu den Frauen. Sagst, du bringst die erste Wurst, die sollen sie auf die Seite tun und extra für den kleinen Fritz räuchern.“

Unser Metzger war ein guter Unterhalter, wusste er doch viele Neuigkeiten zu berichten. Er kam weit herum bei den Bauern und seinen Geschichten wurde gern gelauscht. Großvater zog das Bild einer sechsbeinigen Sau aus der blauen Kitteltasche. Am ersten April des vergangenen Jahres hatte es das *Landwirtschaftliche Wochenblatt* auf der dritten Seite abgedruckt und den Fortschritt gelobt. „Schwein mit sechs Beinen gezüchtet“, stand in großen Lettern über dem Bild. Großvater fragte den Metzger, ob er wisse, wo man solche Ferkel kaufen könne, und ob die Qualität der Schinken dann noch die gleiche sei. Der Metzger zog die Augenbrauen hoch und meinte, dass es sich bestimmt lohnen würde, bei den studierten Herren im Landwirtschaftsamt mal nachzufragen.

Unsere geschlachteten Schweine bestimmten das ganze Jahr über den Rhythmus der Mahlzeiten. Es gab Gekochtes, Gepökeltes und Geräuchertes, und das am wenigsten Haltbare, Presssack, Leberwurst und Blutwurst, wurde zum Abendbrot gegessen, zusammen mit einem Kübel Sauerkraut in den Wintermonaten. Dazwischen verpesteten gekochte Saufüße die Luft in der Küche. Mit einem scharfen Messer kratzten meine Eltern alles Essbare von den Knochen. Sie aßen den Schweinerüssel, das Kopffleisch und am liebsten die Bäckchen. Der Äfterling wurde mitsamt der

Hülle gegessen und sogar das Ringelschwänzchen, sofern es sich die Schweine selbst nicht vorher abgebissen hatten, fand sich im Kochtopf wieder.

Weihnacht in kurzen Hosen

Für das Kochen des Mittagessens war meine Großmutter zuständig. Sie sorgte dafür, dass ich nach der Schule nicht verhungerte. Auf den Tisch kam, was die Jahreszeiten und die Speisekammer hergaben. Die Zubereitung musste schnell gehen, die Gerichte waren einfach und fett. Großmutters Speiseplan war immer der gleiche. Am Montag gab es aufgewärmte Klöße, übrig geblieben vom Sonntag, am Dienstag stellte sie geröstete Klöße auf den Tisch, übrig geblieben vom Montag. Mittwoch kochte Großmutter ihre Kartoffelsuppe mit fettem Fleisch, die so penetrant roch und schmeckte, dass ich dazu einen klein geschnittenen Apfel brauchte. Donnerstag gab es Baunzer, aus Mehlteig hergestellte, flach gebackene Fladen, mit Äpfeln überbacken. Großvater bekam sie gefüllt mit Griebenschmalz, denn alles Fette mochte er besonders gern. Freitag standen Hefeklöße auf dem Tisch, Grießbrei mit Schwarzbeeren oder Schwemmklöße. Am Samstag aßen wir Feuerspatzen, zur Kirchweih Küchle und an Fasching Krapfen. Rhabarberkuchen wurde gebacken, wenn die Stöcke im Garten ausgetrieben hatten, Zwetschgen- und Apfelkuchen gab es im Herbst. Sonntags kochte Mutter. Sie tischte Braten mit Klößen auf und manchmal sogar Schnitzel.

Ich wuchs und gedieh, weil selbst gebackenes Brot, Schinken, im Frühjahr Mutters Rettiche aus dem Mistbeet, ihr Spargelsalat und von Juli bis November saftige Tomaten auf dem Frühstückstisch standen.

Neues ließen unsere beiden Frauen am Hof kaum zu. Der gewohnte Trott wurde beibehalten, die alten Bräuche gepflegt, die Rituale nicht verändert. Mutter und Großmutter waren sich immer einig. Beide hatte die Mangelversorgung im Krieg geprägt.

Mode war ein Fremdwort. Neue Hosen brachte der Hausierer mit seinem VW-Bus vorbei. Ich bekam eine braune Manchesterhose, ein paar Nummern zu groß, in die ich hineinwachsen durfte. Manchesterhosen waren zäh wie Leder. Mutter fürchtete die Löcher am Knie, über die sie Flicker nähte. Manche Hosenbeine sahen aus wie das kleinteilige Mosaikpflaster in der Milchammer.

Auf Fußballer war sie nicht gut zu sprechen, seit es am zweiten Weihnachtsfeiertag – die Verwandtschaft ließ sich in der guten Stube gerade Kaffee und Schwarzwälder Torte schmecken – an der Haustür geklopft hatte. Der Nachbarsbub fragte höflich, ob ich beim Länderspiel gegen Rossendorf mitmachen dürfe. Ich sei der beste Stürmer und werde dringend gebraucht. Onkel Kaspar redete auf Mutter ein, dass Fußball wichtig sei, und irgendwann gab sie nach. Ich rannte in meine Kammer, vergaß in der Hektik, die Schuhe auszuziehen, schlüpfte mit dem Schuhwerk durch die engen Hosenbeine, blieb stecken. Es gab kein Vor, kein Zurück, und auch die Uhr wollte nicht stehen bleiben. Ich hüpfte mit der halben Sonntagshose am Boden den Gang hinter in Mutters Nähstube, holte die scharfe Schere aus dem Schrank und schnitt beide Hosenbeine ab. Die gute Sonntagshose war zu einer bequemen kurzen Hose geworden. Die Fußballschuhe wurden geschnürt und dann ging's hoch zur Wiese mit den provisorischen Holztoren, die wir am Heiligen Abend aus alten Dachlatten zusammengezimmert hatten.

Die Schläge meiner Mutter, nachdem sie die beiden Hosenbeine entdeckt hatte, waren gnädig. Die vom Vater blieben in Erinnerung. Noch schlimmer war das fünfwöchige Fernsehverbot, das ich aber umgehen konnte, weil die Nachbarn auch einen Fernseher hatten und mir wohlgesinnt waren, weil ich ihnen im Sommer für ein Fünfzig-Pfennig-Stück pro Tag geholfen hatte, Stroh in den Heuboden raufzustecken. Verstehen konnte ich die Strafe nicht, hatten wir das Derby doch mit sieben zu eins gewonnen.



Um halb sechs klingelt der Wecker. Ich schäle mich aus dem Bett, gehe ins Bad, ziehe die Stallkleider an, oben drüber den dicken Mantel mit der Felleinlage.

Draußen ist es windstill. Der volle Mond steht tief am westlichen Nachthimmel. Die Pferde warten an den Futterständen, die Bäume werfen dunkle Schatten auf den überfrorenen Boden. Eine dünne Eisschicht überzieht die Wasserlache am Pferdeunterstand. Mich fröstelt. Ich schließe den oberen Knopf

meiner Jacke, ziehe das Handy aus der Tasche, schalte die Beleuchtung ein. Das Thermometer an der Sattelkammer zeigt minus vier Grad an. Wieder spüre ich den Druck in der Magengegend. Während der Morgendämmerung wird die Temperatur noch ein bisschen fallen.

Ein paar kalte Nächte halten die Haselnussblüten aus, rede ich mir ein. Auch empfindliche Sorten wie die *Tonda Giffoni* oder die *Gentile delle Langhe* aus dem italienischen Piemont. Mehrere kalte Nächte vertragen die *Halleschen Riesen* oder die *Katalonski* aus Polen. Wochenlange Kälte verträgt gar keine Sorte. Wochenlange Kälte hat es den ganzen Winter nicht gegeben. Erst jetzt im Frühjahr schaufelt das Hoch aus dem Osten eisige Temperaturen ins Land.

Die Frostberegnung, die wir im letzten Jahr installiert haben, kilometerlange Rohrleitungen durch die achtzig Reihen gezogen, mit Tausenden von Sprinklern, die den Boden breitflächig mit Wasser benetzen, soll uns vor dem Schlimmsten bewahren. Das Wasser erreicht während des Gefrierens die höchste Energiedichte. Warme Luft steigt nach oben und soll die Blüten vor dem Erfrieren schützen.

Martin und ich haben gestern Abend heftig diskutiert. Ich plädierte auf Einschalten. Mein Sohn war dagegen. Nach den Meteorologen werde die Frostlage mindestens eine Woche anhalten, meinte er. Mit noch niedrigeren Temperaturen.

Guter Rat ist teuer. Ich bin ratlos und genervt. Wenn die Vorhersage stimmt und wir jede Nacht die Pumpe laufen lassen, blasen wir tausend Liter Diesel in die Luft. Mit einundzwanzigtausend Kubikmeter Wasser würden wir unsere Plantage in eine märchenhafte Winterlandschaft verwandeln. Unser neues Speicherbecken fasst nur vierzehntausend Kubikmeter.

Wir lassen es vorerst bleiben. Die Pumpe steht still. Es wird die nächste unruhige Nacht folgen.



Dorfkinder

Je älter ich wurde, desto mehr musste ich arbeiten. Das tägliche Futter für die Kühe mähte Vater mit dem Messerbalken. Mutter, Großmutter, Großvater und ich rechten den Klee oder das Gras auf dicke Rangen, die Vater mit dem Ladewagen auflud, um es im Stall am Futtertisch für die Kühe wieder abzuladen. Wir schafften im Sommer das Heu nach Hause, ernteten mit dem alten Mähdre-scher das Getreide und klaubten im September die Kartoffeln ein. Frühmorgens fuhr Vater mit dem Schwingroder über die Reihen, schälte die Knollen aus der Erde und verteilte sie auf dem Feld. Am Mittag, wenn die Sonne die Knollen abgetrocknet hatte, zog die ganze Familie, vollbepackt mit Säcken und Weidenkörben, auf den Acker. Vater und Mutter klaubten die großen Kartoffeln in die Körbe. Großmutter und ich mussten die kleinen „Äbiernbobbäli“ für die Schweine zusammenlesen. Manchmal wurde auch meine Schwester gezwungen, mitzuhelfen.

Die besten Knollen wurden im Hofkeller unter dem Haus gelagert, dort, wo ich viel Zeit verbrachte, wenn meine Vorstellungen mal wieder nicht mit denen meiner Eltern übereinstimmten. Die zweitbesten Knollen blieben in ihren Säcken, wurden zu fünfzig und fünfundzwanzig Kilo abgewogen und am Samstag vor der Fürther Kirchweih mit Traktor und Wagen in die Stadt zu unseren Kartoffelkunden gefahren. Vater schulterte die Säcke und trug sie die engen Stufen in die dunklen, verwinkelten Keller mit den bauchhohen Lattenrosten, schüttete sie aus und kassierte das Geld. Meist blieb für mich ein Fünfzig-Pfennig-Stück und manchmal sogar eine Mark als Trinkgeld übrig. Später, als ich die einen halben Zentner schweren Säcke selbst tragen konnte, brachte ich an einem Tag schon mal zwanzig Mark zusammen.

Der große Batzen wurde auf mein Konto bei der Sparkasse eingezahlt, den kleinen investierte ich beim Krämerladen im Nachbardorf in Lutscher, Kaugummi und Schokoladenriegel. Meine Spielkameraden ließen sich geleistete Arbeiten nämlich teuer bezahlen. Die Nachbarbuben Werner und Erich verlangten einen Lutscher pro Stunde. Dafür mussten sie das eingelagerte Heu über dem Stall mit dem vierzinkigen Haken vom Stoß los-reißen und mit der Gabel durch die Luke auf den Futtertisch zwischen die Kühe werfen. Als ich auch noch Jürgen, Manfred,

Erika und Christine mit Kirscharoma-Lutschern locken konnte, beförderten wir Heu für eine Woche hinunter in die Futterkammer neben dem Stall. Vater war stinksauer, weil das Tor zum Silo meterhoch mit Heu blockiert war und er den Umweg über die Scheune durch den Obstgarten nehmen musste.

Für leichtere Arbeiten, wie Kartoffeltriebe abzupfen, Hof und Straße kehren, gab es je einen roten Himbeerbonbon. Mit der gusseisernen Klappe donnerte ich gegen den Briefkasten und trommelte so die Dorfkinder zusammen zum Arbeiten und zum Spielen.

Kleine Abenteuer und der Trott auf dem Bauernhof wechselten sich ab wie das launische Wetter im April. Der Schulbus kam täglich und wenn er im Winter wegen Glätte in der Garage blieb, gingen wir zu Fuß oder warteten, bis sich die Zeiger der Küchenuhr so weit fortbewegt hatten, dass der Unterricht vorbei war. Dann wurden die Schlittenkufen mit Schleifpapier vom Rost befreit und bei starkem Frost suchten wir an den Waldrändern nach verzweigten Eichenästen, aus denen wir in Vaters Werkstatt Eishockeyschläger schnitzten.

Der eingeschneite Dorfhang stimmte meinen Vater gnädig. Das Heu warf er dann auch mal selbst runter, denn er wusste genau, die weiße Pracht würde schneller verschwinden, als sie gekommen war, und die roten Skier mit der Riemenbindung an der Seite, die mir der Pate zur Weihnacht geschenkt hatte, warteten auf ihren ersten Einsatz.

Der Hang auf der nördlichen Seite des Bachs war steil, aber kurz wie ein Scheunendach. Die Sprungschanze, die wir in seiner Mitte aufgeschüttet hatten, streckte sich eineinhalb Meter wie ein Unterlegkeil in die Höhe. Wie ein Sack klatschte ich nach dem zwei Meter langen Jungferflug auf dem vereisten Hang auf. Die Spitze eines Skis war abgebrochen. Mit einem in der Schmiede gebogenen Flacheisen verband Vater die losen Teile mit vier Schlossschrauben. Damit kam ich wieder geradeaus jeden Hang hinunter.

Den großen Spielzeugbagger jedoch, das Ostergeschenk meines Paten, weigerte er sich zu reparieren. Ihn hatte ich nach der ersten Betriebsstunde auf dem Sandhaufen zerlegt. Mit der Eisensäge schnitt ich den Radkasten auf, um zu sehen, wie das Innere des

Baggers konstruiert war. Ich fand nur eine schwere Eisenplatte, so groß wie Opas Vesperbrett. Tonnenschwere Ladungen Sand hätte ich mit meinem Bagger von einem Eck ins andere transportieren können. Der Ärger war groß, die Reue noch größer, und das Mitleid aller Nichtbeteiligten hielt sich in Grenzen. Mutter meinte, wenn ich nicht baggern könne, sei das eine gute Gelegenheit, die Hausaufgaben sorgfältiger zu machen.

„Welche Hausaufgaben denn?“, fragte ich, worauf sie nur den Kopf schüttelte. Im Nachhinein muss ich zugeben, meine Aufenthalte im stockdunklen Kartoffelkeller waren aus pädagogischer Sicht nicht hilfreich, aber nachvollziehbar.

Stinker

Nach und nach bestimmte die Schule den Rhythmus des Tages. Meine Lehrerin in der ersten Klasse, Frau Hofmann, war eine stattliche, schlanke Frau mit lockigen Haaren, die sich bemühte, nett zu sein. Sie lehrte uns das ABC und das Einmaleins, was ich ziemlich schnell beherrschte. Einmal eins war eins, das konnte ich mir gut merken. In Turnen war ich sehr gut. Da hatten wir Dorfkinder einen Standortvorteil. Wir konnten im Heustock üben, auf den gemähten Wiesen Fußball spielen, in den Baumkronen herumkraxeln und Baumhäuser bauen, so oft und so viel wir wollten, wenn wir unsere Pflichten am Hof erledigt hatten. Wir Kinder vom Dorf konnten mit Schaufel und Besen umgehen, mit der Axt und mit der Zuckerrübenhacke. Beim Turnen machte uns keiner was vor und alles andere, was man uns beibringen wollte, ertrugen wir mit Fassung. Die letzten Tage vor den Ferien vergingen wie im Flug. Es gab kaum Hausaufgaben mehr, und wenn die Hitze unerträglich wurde, schickte man uns früher heim. Manchmal wanderten wir zur Burg oder in den Wald.

In der zweiten Klasse besichtigten wir unseren Hof. In Zweierreihen führte uns Vater in den Stall. Alle waren begeistert von den Kälbchen und von Mutters Hühnern im Garten. Sogar die frische Kuhmilch schmeckte meinen Schulkameradinnen und -kameraden.

Am letzten Tag gab es Zeugnisse, danach mussten wir in die Kirche zum Beten, obwohl das nichts mehr half, denn die Urkunde war längst in meiner Hosentasche verstaubt.

Unbegreiflich fand ich Vaters, Mutters und Großmutter Neugier auf das dicke Papier von der Größe zweier Schokoladentafeln. Leider war es nicht auffindbar, weder in der Hosentasche noch sonst wo. Vater schimpfte, obwohl ich ihm meine Noten einzeln aufzählte. Er bestand auf dem Original, auf die umgehende Wanderung zurück nach Cadolzburg in die Kirche. Ohne Zeugnis brauche ich gar nicht mehr nach Hause kommen, drohte er, was ich aber bezweifelte. Bis zur Futterzeit am Abend musste ja das Heu in die Futterkammer heruntergabelt werden, und wer von meinen Kameraden dafür wie viele Lutscher bekam, wusste Vater sicher nicht.

Auf der Steinsäule neben der Kirche lag es, zerknittert, mit einem großen Kieselstein beschwert. Der Finder meines Zeugnisses ersparte mir viel Ärger. Großen Dank an den selbstlosen Menschenfreund.

Auf die Sommerferien folgte notgedrungen die Rückkehr in die Schule. Unsere Religionslehrerin, eine zierliche ältere Frau mit einem geblühten Kleid und streng zurückgekämmten Haaren, erzählte uns Geschichten aus der Bibel, von Moses mit seinen Geboten, von der Nächstenliebe, von dem Bettler und dem Reichen, von Sodom und Gomorrha. Wir lernten Bibelverse und das Vaterunser auswendig und durften im Unterricht nicht schwätzen, aber das war bei den anderen Lehrkräften genauso. Unsere Religionslehrerin klebte nicht an ihrem Pult. Während sie erzählte, schlich sie durch die Reihen, an Tischen und Holzstühlen vorbei, auf denen wir still sitzen mussten.

Direkt hinter mir blieb sie stehen, schnüffelte an meinen Kleidern, ging ein paar Schritte weiter, kehrte zurück, schnüffelte ein zweites Mal, dann holte sie tief Luft. „Stiegler“, sagte sie mit verströmten Armen. „Deine Kleider riechen streng. Sie riechen nach Stall. Musst du vor der Schule füttern helfen oder wird bei euch nicht gewaschen?“

„Ich weiß nicht“, stammelte ich. „Mutter wäscht immer am Samstag.“

Die Frau schüttelte den Kopf, ging weiter, erzählte ihre Geschichten zu Ende. In der Pause kam der Klassensprecher mit seinem Gefolge. Sie schnüffelten an mir herum wie die Lehrerin, verzogen

die Gesichter zu Grimassen, kicherten hämisch. „Stinker“, riefen sie mir nach. „Bauernstinker“ hallte es durch die hellhörigen Gänge im Schultrakt.

Noch vor Kurzem hatten sie bei mir am Hof ihre Hände in die Mäuler der Kälber gesteckt, sich im Stroh gewälzt, mit den Hühnern gespielt. Ihre Kleider hatten am Abend gerochen wie meine. Jetzt war ich der „Bauernfünfer“ für sie, der „Bauernstinker“.

Sagten sie nur „Bauer“, klang es noch abfälliger. Es erinnerte mich an Großmutters Erzählungen vom „Gsindl“, von den Tagelöhnern, Knechten und Mägden, die am Rand der Gesellschaft standen, zu nichts nützte, die in der Kirche auf den hinteren Bänken saßen und in zerlumpten Kleidern herumliefen.

Ich fühlte mich wie ein Aussätziger und sonderte mich ab. Den Lautsprechern ging ich aus dem Weg, die Ruhigen und die Stillen wurden meine Tischnachbarn und ich verhielt mich noch stiller als die Stillen. Doch selbst vor denen schämte ich mich. Ich wurde zum Außenseiter und blieb es für viele Jahre.

Diese Stille fiel auch den Lehrern auf. „Der ruhige und brave Schüler könnte etwas mehr aus sich herausgehen“, schrieben sie mir ins Zeugnis. Warum ich so ruhig und brav geworden war, fragte nie jemand.

Samstags wurde gewaschen. Über den Sonntag hängte Mutter die Anziehsachen im Heizraum auf, einem kleinen Bau zwischen Kuhstall und Wohnung. Der Duft von Ariel, Vieh und verbrannten Holzschelten vermischte sich zu einer besonderen Duftnote, die sich in den sterilen Klassenzimmern ausbreitete wie eine Seuche.

Meine fünf Jahre ältere Schwester hatte das Problem in den Griff bekommen, bevor es zu spät war. Heimlich wusch sie ihre Kleider ein zweites Mal und trocknete sie in ihrer Kammer, nicht in dem Raum neben dem Stall, wo der Ofen stand, der das Haus mit Wärme versorgte. Wo Mutter ein Seil gespannt hatte, zwischen Rohrleitung und Tür, wo die Türe zum Stall offen stand, wenn Vater seine schmutzigen Schuhe auszog und sich die Hausschuhe über die dicken grauen Wollstrümpfe streifte. Dreck konnte Mutter nicht leiden. Der Duft der Kühe störte sie nicht, denn er war überall, in der Stube, in der Küche, im Schlafzimmer. Er war nicht sichtbar, er blieb an uns hängen wie Kleber. Er haftete in den Klei-

dern, in den Haaren, auf der Haut. Kalbte nachts eine Kuh, nahmen wir den Stallgeruch mit ins Bett. Der Duft vom Vieh gehörte zum Hof wie der Misthaufen neben der Haustür, die Odellache davor und die vielen Gebäude, aus denen es grunzte, gackerte und muhte. Der Duft ließ sich nicht vertreiben, nicht mit Ariel und Persil und im Winter schon gar nicht. Nur im Sommer baumelte die Wäsche im Garten zwischen Obstbäumen und Sträuchern. Die Sonne trocknete sie und der Wind wehte den Duft der Blüten und Kräuter in die Fasern der kurzen Hemden und Hosen. Das interessierte meine Schulkameraden nicht mehr. Der „Stinker“ blieb.

Erst nach einigen Wochen erzählte ich daheim von der Lehrerin, den Klassenkameraden, für die ich zum Bauer geworden war. Ich zog den Pullover aus und drückte ihn meiner Mutter in die Hand. Sie hielt sich das Kleidungsstück an die Nase. Ich hörte ihr Schniefen, dann reichte sie es meiner Großmutter weiter. Beide schüttelten den Kopf.

„Ich riech nichts“, meinte die alte Frau.

„Du bildest dir das nur ein“, rechtfertigte sich meine Mutter. Sie trockne die Wäsche schon immer im Heizraum und keiner habe je was gesagt.

Wenn der Schulbus kam, stieg ich als Letzter ein, damit ich vorn an der Tür bleiben konnte. Einige Ältere standen immer beisammen. Sie waren meist zu dritt. Ein großer kräftiger Kerl, ein kleines Milchgesicht und ein fülliger Mops mit Sommersprossen. Grundlos fingen sie an zu stänkern und drohten mit Schlägen.

Erst als Conny in der siebten Klasse dazukam, wurde es besser. Ein starker, verwahrloster Bursche mit zotteligen langen Haaren, der immer denselben hellblauen Wollpullover anhatte und eine verdreckte graukarierte lange Hose. Kinderlähmung hatte ihm den Fuß kaputt gemacht. Mit einer Krücke unter der Achselhöhle machte er ausladende Hüpfen, wenn er sich fortbewegte. Er roch streng nach Schweiß und der Klassensprecher hatte ihn sofort ins Visier genommen. „Hinkebein“, riefen sie ihm hinterher, „Krüppel, Conter“ nannten sie ihn, aber sie waren auf der Hut, denn Conny wehrte sich. Mit der Krücke schlug er auf seine Peiniger ein. Er war älter als sie und er hatte Kraft. Aber die anderen waren viele und ich blieb der stille Schüler, der sich in seinem Wind-

schatten versteckte. Als Conny nach kurzer Zeit in eine andere Schule wechselte, wusch ich längst meine Kleider im Waschbecken mit Seifenwasser ein zweites Mal und trocknete sie auf dem Heizkörper in meinem Zimmer. Ich benutzte heimlich das Deo meiner Schwester. In den letzten Schuljahren roch ich nicht mehr nach Stall, aber jeder Tag in diesem Gebäude war eine Last, obwohl die Narben nicht mehr eiterten.

Angst

Anstatt mir das Fußballspielen im Verein zu erlauben, ging Vater mit meiner Schwester, meiner Mutter und mir regelmäßig zum Klettern in die Fränkische Schweiz. Er hatte sich dafür heimlich ein Nylonseil, Karabiner, Reepschnüre, Brust und Sitzgurt, dazu gute Kletterschuhe gekauft. Die ganze Ausrüstung versteckte er in einem großen roten Rucksack, den er hinter dem Fernsehapparat im Wohnzimmerschrank platzierte. Großmutter und Großvater durften nichts davon erfahren. Vater ermahnte mich, ich solle mich nicht verplappern, Großmutter würde nächtelang nicht mehr schlafen können und das Geschimpfe von Großvater ging ihm schon immer auf die Nerven.

Berge waren Vaters große Leidenschaft. Als kleiner Bub saß ich abends nach der Arbeit auf seinem Schoß. Gemeinsam studierten wir Fotos in seinen Bergbüchern, in Walter Pauses *100 Genussklettereien in den Alpen* oder Gaston Rébuffats *Sterne und Stürme*. Stundenlang erzählte er von Hans Dülfer und Paul Preuß, vom Heldenmut der alten Bergsteiger. Von Hias Rebitsch und von Hermann Buhl, der als erster Mensch auf dem Nanga Parbat stand.

Mit vierzig fasste sich Vater ein Herz und erfüllte sich seinen Traum. Er machte seine erste Bergtour in den Dolomiten und bestieg die Große Zinne. Jährlich folgte eine anspruchsvolle Klettertour, die Delagoturm-Südwestkante in den Vajolettürmen, die Schleierkante auf die Cima della Madonna, die Guglia di Brenta, der Klassiker auf den Mandlkogel, wo Paul Preuß am 3. Oktober 1913 abgestürzt war. Alle Gipfel bestieg Vater mit seinem Freund, dem Bergführer Günther Sachsenmeier aus Kufstein.

Ich konnte damals kaum über den Rücken der Kühe spitzen, als diese achttägigen Auszeiten anfangen, vor denen meine Mutter den Kofferraum des hellblauen Mercedes bis zum Anschlag mit

Klamotten, Schuhen, Bratwurstbüchsen, Tomaten, Zwetschgen von unseren Obstbäumen im Garten, mit Eiern und Brot vollstopfte, als könnte man im Ausland ohne eigene Lebensmittel nicht überleben. Die sturmfreie Bude daheim bedeutete für mich eine Menge Verantwortung. Zusammen mit meinen Großeltern, denen ein Erholungsurlaub meines Vaters auf einer Alm vorgaukelt wurde, versorgte ich die Kühe, war Chef am Hof und verantwortlich für das Fernsehprogramm.

Im Juni 1976 nahm mein fünfundvierzigjähriger Vater das erste Mal seine Kinder mit ins Gebirge, nachdem wir im Sommer bald jeden zweiten Sonntag an den Felsen in der Fränkischen Schweiz geübt hatten. Ich war vierzehn Jahre alt, meine Schwester neunzehn. Er lotste uns mit seinem Neun-Millimeter-Seil über den Kopftörlgrat auf die Ellmauer Halt, eine Klettertour im dritten Schwierigkeitsgrad, die als anspruchsvolle, lange Genusstour im Wilden Kaiser gilt. Die Kletterpassagen waren ausgesetzt und ich hatte eine solche Angst wie nie zuvor in meinem Leben. Vor allem wenn das Seil an meinem Brustgurt, an dem mich Vater sicherte, nicht richtig spannte.

Die Wände in der Fränkischen Schweiz hatten über die Bäume etwas hinausgeragt, diesmal waren die Bäume unter uns so groß wie Streichhölzer und die Menschen glichen Ameisen. Panisch schrie ich nach oben, wenn Vater das Seil nicht genug spannte. „Zug, Zug“, hallte es durch die Wand. Manchmal kam mein Flehen als Echo zurück. Auf einem der Vorgipfel fragten die anderen Bergsteiger Vater, wo denn hier der Bahnhof sei.

Um halb vier in der Früh waren wir losgegangen, um fünf Uhr am Abend standen wir auf der gewitterverhangenen Ellmauer Halt. Noch mal dreieinhalb Stunden dauerte der Abstieg zurück auf die Wochenbrunner Alm. Am Abend spielte eine Volksmusikgruppe, da stürzte Vater mitsamt meiner Schwester auf die Tanzfläche. Die Paar Gläser Wein seien ihm ins Blut geschossen, entschuldigte er sich. Den faustgroßen Felsbrocken in der Wand, den die Seilschaft über uns losgerissen hatte und der in einer schwierigen Passage die Hand und nicht den Kopf getroffen hatte, blendete Vater aus. Er wusste, dass ich ihn nicht hätte halten können. Vater sparte an den Zwischensicherungen. Was war er für ein unerschrockener, leichtsinniger Mensch.

Später während einer Deutschstunde suchte unser Lehrer nach ein paar Schülern, die im Urlaub ein besonderes Erlebnis gehabt hatten. Ihre Geschichten sollten sie aufschreiben und als Referat vor der Klasse vorlesen. Ich fasste all meinen Mut zusammen und meldete mich, obwohl ich Aufsätze hasste, so wie alles, was ich im Leben nicht brauchen würde.

Zum ersten Mal flackerte in mir etwas auf, was ich bisher nicht auf dem Schirm gehabt hatte. Plötzlich wollte ich für andere schreiben. Ich wollte ihnen etwas erzählen. Wollte, dass sie mir zuhören. Ich wollte meine Gedanken formulieren, sodass es besonders schön klang, wenn ich die aufgeschriebenen Zeilen ablas. Ich wollte weitergeben, wie man es nicht machte und wie man es besser machte. Ich wollte beichten, dass ich unheimliche Angst gehabt hatte und dass Vater leichtsinnig war. Ich wollte allen erzählen, dass ich am letzten Wochenende etwas Besonderes erlebt hatte und dass Großmutter nicht bemerkt hatte, wie Vater den Rucksack wieder hinter den Fernsehapparat versteckte. Für einen winzigen Moment in meinem Leben wollte ich Schriftsteller sein.

Ich meldete mich, der Lehrer rief mich auf. Ich war aufgeregt und brachte einiges durcheinander. Der Klassensprecher unterbrach mich, sagte, dass ich gefälligst hochdeutsch sprechen solle. Meine Bauernsprache würde kein Mensch verstehen. Alle lachten. Der Lehrer rief die nächste Schülerin auf und mein Erlebnis in den Bergen blieb mein Geheimnis.

Kleine Halt

Unsere zweite Familientour im Wilden Kaiser ein Jahr nach dem Kopftörlgrat ging schief. Der Enzensperger Weg durch die Nordwestwand der Kleinen Halt wurde zum Fiasko. Totensessel nannte sich der östliche Vorbau des wuchtigen Bergs. Durch ihn musste zuerst gestiegen werden, bevor auf halber Wandhöhe in die ausgesetzte, plattige Nordwestwand gequert werden konnte. Wir hatten uns vertan und den Einstieg nicht gefunden. Zwei Freunde meines Vaters, die er mitgenommen hatte, waren überfordert und viel zu langsam. Meine Schwester litt an Knieschmerzen. Wir stiegen früh um halb vier Uhr ein und erreichten um neun Uhr am Abend den in Nebel gehüllten Gipfel. Das nahende Gewitter ließ die Karabiner und Eisenteile in meinem Rucksack summen, als hätte